

18.11.2009
140a

PRESSEMITTEILUNGEN
DER DEUTSCHEN
BISCHOFSKONFERENZ



Sperrfrist: 20 Uhr!

Wege für Kirche und Gesellschaft in säkularisierter Zeit

Ein Zwischenruf aus Ostdeutschland für Europa

*Vortrag von Bischof Dr. Joachim Wanke, Erfurt,
beim Jahresempfang der Kirchen in Brüssel am 18.11.2009*

Das aktuelle Ringen um die endgültige Annahme des Lissaboner Vertrages führt uns mitten hinein in das, was mich bei diesem Vortrag bewegt. Welches Europa soll eigentlich entstehen? Europa ist ja mehr als ein geographischer Raum. Es ist ein vorwiegend kultureller, von einer spezifischen Geschichte geprägter Raum, nicht zuletzt ist Europa ein – neben seinen antiken Wurzeln – vor allem durch sein jüdisch-christliches Erbe bestimmtes Gebilde. Es ist bedauerlich, dass der EU-Reformvertrag sich scheut, das Christentum bzw. die jüdisch-christlichen Wurzeln Europas in der Präambel ausdrücklich zu benennen. Gleichzeitig ist es sehr zu begrüßen, dass mit dem neuen „Kirchenartikel“, dem Art. 17 des Vertrages über die Arbeitsweise der Europäischen Union, nicht nur die besondere Identität und der Beitrag der Kirchen für die europäische Integration anerkannt und hervorgehoben wurde. Zusätzlich wurde den Kirchen auch die Bewahrung ihrer besonderen mitgliedstaatlichen Verfasstheiten und ein eigenständiger Dialog mit den europäischen Institutionen zugestanden.

Ich komme aus dem ostdeutschen Raum, der bekannt ist für seine in der Mehrzahl „religiös unmusikalischen“ Menschen. Eine Erfahrung freilich macht mich für die christliche Verkündigung in dieser kirchenentfremdeten Region zuversichtlich. Das ist die grundsätzliche Anerkennung der Bibel als kulturprägendes Buch. Auch den einfachsten Leuten ist – wenn auch manchmal sehr diffus – klar: Irgendwie hat die Bibel etwas mit unserer Kultur und somit auch mit unserem Leben zu tun. Man denkt an Bibelstellen im Zitatenschatz des Alltags, an die lokale Geschichte (in Thüringen etwa Elisabeth oder Martin Luther), an große Werke der Kunst oder einfach an die Stadt- und Dorfkirchen, an denen den Leuten durchaus liegt, auch wenn sie kaum hineingehen.

Eine merkwürdige Situation. Aber eine für mich als Bischof auch durchaus offene Situation, die mich nachdenklich macht.

Kaiserstraße 161
53113 Bonn

Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Ruf: 0228-103-0
Direkt: 0228-103 -214
Fax: 0228-103 -254
E-Mail: pressestelle@dbk.de
Home: <http://www.dbk.de>

Herausgeber
P. Dr. Hans Langendörfer SJ
Sekretär der Deutschen
Bischöflichen Konferenz

Bleiben wir einmal bei der Bibel. Die Bibel ist mehr als ein Buch. Sie ist ein Quellort (neben anderen) für das, was wir europäische Identität nennen.

Oft werde ich als Kirchenmann in unserem Bundesland Thüringen zu meiner Meinung über bestimmte Gegenwartsfragen angegangen. Sagen Sie doch einmal, Herr Bischof: Was meinen Sie dazu? Gerechtigkeit – wirklich für alle? Erziehung – welche Ziele hat sie eigentlich? Wie soll das gehen: Integration? Biotechnik? Sterben in Würde? usw. Steht dazu nicht etwas in der Bibel?

Von Schulkindern in Berlin wird erzählt, die einmal von ihren muslimischen Klassenkameraden mit der Bemerkung verspottet wurden: Ihr habt ja noch nicht einmal eine Religion! Da gingen die zu ihrem Klassenlehrer und sagten zu ihm: Lieber Herr Müller, wir hatten doch früher auch mal eine Religion. Können Sie uns nicht mal etwas darüber erzählen?

Die Bibel für Europa neu entdecken

Es wohl müßig, vor diesem Gremium die kulturgeschichtliche Bedeutung der Bibel für die gewachsene europäische Kultur auszubreiten. Bis in den Wortschatz und die Bildwelt unserer europäischen Sprachen hinein sind wir von der Bibel bestimmt. Es gehört zu den schrecklichen Bildungsdefiziten einer in der vormaligen DDR aufgewachsenen Jugend, dass sie ohne Kenntnis des biblischen Erbes auch von der Kulturgeschichte des Abendlandes abgeschnitten aufwachsen musste. Unsere Gemäldesammlungen, die Portale alter Kathedralen, die Literatur bis in die Moderne hinein – das alles ist ohne die Bibel nicht zu verstehen.

Der christliche Glaube und die Bildwelt der Bibel haben die Kultur dieses Kontinents in immer neuen Anläufen tief greifend geprägt. Dabei spielten immer auch das antike Erbe und vor allem die jüdischen Wurzeln der Christusoffenbarung eine gewichtige Rolle.

Das Apostolische Schreiben des verstorbenen Papstes Johannes Paul II. vom 28. Juni 2003 mit dem Titel: ECCLESIA IN EUROPA¹ (ein Text, der Ergebnisse der 2. Sondersynode Europäischer Bischöfe im Oktober 1999 in Rom zusammenfasst) sagt: „Aus der biblischen Auffassung vom Menschen hat Europa das Beste seiner humanistischen Kultur entnommen, Inspirationen für seine geistigen und künstlerischen Schöpfungen gewonnen, Rechtsnormen erarbeitet und nicht zuletzt die Würde der Person als Quelle unveräußerlicher Rechte

¹

Johannes Paul II, Nachsynodales Apostolisches Schreiben ECCLESIA IN EUROPA vom 28. Juni 2003, hrsg. Vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in der Reihe: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 161, Bonn 2003.

gefördert“ (Nr. 25). So hat in der Tat die Bibel zur Verbreitung und Konsolidierung jener Werte beigetragen, die die europäische Kultur zu einer Weltkultur gemacht hat.

Und an anderer Stelle dieses Schreibens lesen wir: „Selbst die europäische Moderne, die der Welt das demokratische Ideal und die Menschenrechte gegeben hat, schöpft die eigenen Werte aus seinem christlichen Erbe“ (Nr. 108).

Erinnert sei beispielsweise nur an die veränderte Einstellung, die das Christentum gegenüber körperlicher Arbeit in Europa eingebracht hat. Die Antike verachtete Menschen, die körperlich arbeiten mussten. Die in 2 Thess 3,10 überlieferte Regel: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“ geht über die Benediktregel „Ora et labora“ und die mönchische Wertschätzung von Arbeit bis hin zu dem – freilich differenziert zu betrachtenden – protestantischen Arbeitsethos, aus dem Max Weber bekanntlich den Geist des modernen Kapitalismus abzuleiten suchte. Freilich: Ob der Geist rationaler Weltbeherrschung, der sicherlich von Europa aus universal bedeutsam wurde, auch universal gelten sollte, muss kritisch rückgefragt werden, was übrigens auch Max Weber getan hat.²

Auch darf in diesem Zusammenhang zur weiteren Geschichte der Neuprägung des Begriffs Arbeit an den sympathischen Bischof Franz von Sales erinnert werden. Er wirkte in Savoyen Anfang des 17. Jahrhunderts. Er war übrigens wegen seines irenischen Geistes selbst bei den schärfsten antikatholisch eingestellten Reformierten sehr geschätzt. In seiner 1609 erschienenen „Anleitung zum frommen Leben“ schreibt er: „Unter den Tugenden wird man jene vorziehen, die den Pflichten unseres Berufes entsprechen.... Die großen Gelegenheiten, Gott zu dienen, sind selten; kleine gibt es immer. Wer aber im Kleinen treu ist, sagt der Heiland, den wird man über Großes setzen. Verrichte also alles im Namen Gottes und es wird gut getan sein: Ob du isst oder trinkst, dich erholst oder am Herd stehst: Wenn du deine Arbeit gut verrichtest, wirst du großen Nutzen vor Gott haben, wenn du alles tust, weil Gott es von dir verlangt“.³

Solche Umprägungen von antiken Wertvorstellungen lassen sich leicht auch für andere Bereiche nachweisen, etwa im Blick auf das Menschenbild mit einer neuen Einschätzung des Kindes, der Bewertung der Geschlechter, der betonten Zuwendung zu den Kranken und Schwachen, oder auch hinsichtlich eines neuen Zeitverständnisses mit einem auf ein von Gott gesetztes Ende aller Geschichte gerichteten Zeitpfeil und der Abkehr vom zyklischen Denken der Antike, oder die Betrachtung der Natur als Schöpfung, die es treuhänderisch zu gestalten

2 Vgl. dazu einen Beitrag von Wolfgang Schluchter, Rationalität – das Spezifikum Europas? in dem interessanten Sammelband, Die kulturellen Werte Europas, hrsg. von Hans Joas und Klaus Wiegandt, Frankfurt a. M. 2005, S. 237-264.

3 Vgl. dazu Wolfgang Reinhard, Die Bejahung des gewöhnlichen Lebens, in dem genannten Sammelband: Die kulturellen Werte Europas, S. 284, dort das genannte Zitat.

gilt, oder die Auffassung vom Staat als einer vorletzten und nicht mehr letzten Instanz, die Menschen eben gerade nicht total beanspruchen kann. Auch wäre vor allem auf den Bereich der Bildung und der Künste zu verweisen und manches andere mehr.⁴

Man kann mit Johannes Paul II. sagen: „Um der eigenen Geschichte neuen Schwung zu verleihen, muss es (sc. Europa) mit schöpferischer Treue jene grundlegenden Werte anerkennen und zurückgewinnen, zu deren Aneignung das Christentum einen entscheidenden Beitrag geleistet hat und die sich in der Bejahung der transzendenten Würde der menschlichen Person, des Wertes der Vernunft, der Freiheit, der Demokratie, des Rechtsstaates und der Unterscheidung zwischen Politik und Religion zusammenfassen lassen“ (Nr. 109). Es gehört ja mit zur Tragik der Moderne, dass die großen Werte, die die europäische Kultur inspiriert haben, – wenn auch nicht ohne Mitschuld der Christenheit, erinnert sei nur an die europäischen Konfessionskriege – sich vom Evangelium abgelöst und so oftmals ihre Wurzeln verloren haben.

Kurz hinweisen möchte ich noch auf weitere Wertebereiche, die – aus dem biblischen Denken kommend – heute zu kulturellen Selbstverständlichkeiten geworden sind, etwa der Wert der Innerlichkeit, einer Innerlichkeit freilich, die unlösbar mit dem Kriterium einer überzeugenden Praxis verbunden ist. Dafür steht etwa die Perikope aus dem Lukasevangelium über die beiden Schwestern Martha und Maria (Lk 10,38-42), in deren Auslegungstradition stets die kontemplative Maria den Vorrang hatte, anders bekanntlich Meister Eckhart in einer berühmten Auslegung, der der tätigen Martha den Vorzug gab. Die Kontemplation bleibt jedoch im Christentum – anders als in asiatischen Hochreligionen – mit der Hochschätzung des gewöhnlichen Lebens und seiner Ansprüche verbunden. Innerlichkeit und Tätigsein – wenn man so will: Maria und Martha – müssen spannungsvoll verbunden bleiben, wenn man dem Anspruch des Evangeliums gerecht werden will, so der Tenor der Auslegung in der Frömmigkeitsgeschichte.

Auch der umstrittene Begriff der „Selbstverwirklichung“, der mit der aus der Aufklärung stammenden Idee der „Selbstgesetzgebung“ zusammengesehen werden muss, meinte ja ursprünglich nicht einen Freibrief zu Willkür und schrankenlosem Egoismus. Im Ansatz ist der wohl von Hegel erstmals gebrauchte Begriff „Selbstverwirklichung“ nicht antireligiös gemeint, wie überhaupt der Geist der Aufklärung, wie man an vielen Gestalten dieser Epoche zeigen kann, sich nicht primär gegen die Religion richtete. Reinhardt Koselleck⁵ hat gezeigt, wie der Grundimpetus der Aufklärung, sich selbst zum inneren Gesetz zu werden, aus einer neuen Wertschätzung der Einmaligkeit des Menschen und der Hochschätzung des

4 Vgl. mit vielen Beispielen das Buch von Hans Maier, Welt ohne Christentum – was wäre anders? Freiburg i. Br. 1999, hier bes. 64 ff.

5 Vgl. R. Koselleck, Über den Stellenwert der Aufklärung in der deutschen Geschichte, in: Die kulturellen Werte Europas, 353-366.

historischen Augenblicks erwächst, also aus einer Dynamisierung des Verständnisses von Zeit und Geschichte. Und das hängt mittelbar mit dem Grunddogma des Christentums von der Inkarnation zusammen, also dem Bekenntnis, dass in dem konkreten Menschen Jesus von Nazareth Gottes Wort letztgültig und unwiederholbar in Zeit und Geschichte eingetreten und darin zur Maßgestalt des Menschen und seiner letzten Bestimmung geworden ist. Man denkt an das Pauluswort: „Jetzt gibt es keine Verurteilung mehr für die, welche in Christus Jesus sind. Denn das Gesetz des Geistes und des Lebens in Christus Jesus hat dich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes“ (Röm 8,1 f). Sich vom Geist bestimmen lassen, nicht von einem Sklavengeist, sondern vom Geist der Sohnschaft, in dem wir rufen: Abba Vater (vgl. Röm 8,8.15) – ohne diese Verkündigung ist europäische Freiheitsgeschichte nicht zu verstehen. Und deshalb gab es wohl diese Art von Aufklärung, die in ihren – zugegeben – ambivalenten, das Ich des Menschen absolut setzenden Wirkungen noch unsere Gegenwart bestimmt, eben bezeichnenderweise nur in Europa.

Denn wir müssen gleich hinzufügen: Auch die dunkle Seite der modernen Geschichte Europas, das Entstehen totalitärer Gewaltssysteme, hat etwas mit dem christlichen Gottesglauben zu tun. Freilich trat hier an die Stelle Gottes der Mensch. Der Mensch wollte selbst das Paradies herbeizwingen – und das zeitigte die bekannten schrecklichen Folgen.

Und das führt uns zu dem zweiten Gedanken meines Referates, in dem ich anhand einer bekannten Perikope aus Lk 15, der Parabel vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn, auf den Beitrag der Bibel zum christlichen Menschenbild hinweisen möchte.

Wer den Himmel ernst nimmt, wird für die Erde tauglich

Ich greife dabei – in Anknüpfung an das soeben Bedachte – die berühmten Fragen Immanuel Kants auf: Wer bin ich? Woher komme ich? Was darf ich hoffen? Und nicht zuletzt: Was soll ich tun? Das sind Urfragen des Menschen. Sie können vielleicht eine Zeit lang von anderen Dingen übertönt werden, aber immer wieder steigen sie im Innern des Menschen auf – solange der Mensch Mensch bleibt.

Das bekannte Gleichnis vom „verlorenen Sohn“, oder besser: „vom gütigen Vater“ zeigt den Menschen in seinen drei entscheidenden Grundbestimmtheiten: Er ist auf einen Weg gestellt; er ist in ein Gespräch verwickelt, er ist als Gescheiterter dennoch angenommen und gewollt.

Gott lässt den Menschen seinen Weg gehen – selbstbestimmt, in aller Freiheit. Nirgends im Gleichnis wird das Verlangen des Sohnes getadelt, sich das Erbe auszahlen zu lassen und in die Fremde zu gehen. Und doch bleibt der Vater präsent, selbst im Elend an den Schweinetrögen, aus denen der Verlorene nicht einmal seinen Hunger stillen darf. Sein Ursprung, das Wissen um Gottes Güte, begleitet den Verirrten – und er findet zurück und

gnadenhafte, nicht herablassende, sondern herzliche Aufnahme, in der die Vergebungskraft des Vaters größer ist als die Selbstbeschämung des Heimkehrenden. Das ist ja bekanntlich das Ärgernis des Daheimgebliebenen und das Ärgernis der scheinheilig Frommen aller Zeiten, und auch mancher Atheisten: Sie wollen sich nicht verdankt wissen.

Fragen der Lebensdeutung und des Menschenbildes sind wahrlich keine bloßen akademischen Fragen. Sie haben eine überaus praktische Bedeutung, nicht nur für die Lebensführung des einzelnen Menschen, sondern für den Aufbau und Zusammenhalt unserer Gesellschaft insgesamt, eben für gemeinsame Werteüberzeugungen, die gleichsam den geistigen „Kitt“ einer Gesellschaft darstellen.

Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass der Sozialismus, wie er im Osten Deutschlands praktiziert wurde, an seinem falschen bzw. seinem utopischen Menschenbild gescheitert ist. Unmittelbar mag man sicher noch andere Faktoren für dieses Scheitern verantwortlich machen: wirtschaftliche Ineffizienz des Systems, Unfähigkeit zu politischen und kulturellen Innovationen, Abgleiten in eine ökologische, mehr aber noch in eine geistige Verwüstung, die uns derzeit im Osten so schwer zu schaffen macht. Doch hinter all dem stand und steht, so meine These, ein verkehrtes Menschenbild. Grundlegende Dimensionen unseres Menschseins blieben in diesem System und der dahinterstehenden Weltanschauung ausgeblendet bzw. kamen nicht zur Geltung: die Sehnsucht nach Freiheit, das Gespür für Wahrhaftigkeit, das Verlangen der Menschen sich schöpferisch entfalten zu können, vor allem auch die religiöse Dimension der menschlichen Existenz, das Bewusstsein, sich „verdankt“ zu wissen und danken zu können und manches andere mehr.

Das eigentliche Wunder der so genannten „Wende“ in unserem Land ist meines Erachtens die Tatsache, dass sich hier ein Menschenbild, so wie es uns im Ansatz die Bibel vermittelt, gegen das ideologische System durchgesetzt hat. Der konkrete Mensch in seinen Sehnsüchten und Hoffnungen war stärker als ein ausgeklügelter Macht- und Sicherheitsapparat.

Eine der wichtigsten Aufgaben der vor uns liegenden Zeit wäre es, die Konsequenzen aus dem Scheitern der marxistischen Gesellschaftsutopie für den Ausbau und Weiterbau einer freiheitlichen, demokratisch verfassten Gesellschaft zu ziehen. Eine gute Politik muss wissen, mit welchem Menschen sie es zu tun hat. Nicht zuletzt Parteien, die von einer christlichen Grundorientierung ausgehen wollen, sollten sich mit Fragen des Menschenbildes, der Menschenwürde, der Zielbestimmtheit menschlichen Lebens und Arbeitens auseinandersetzen. Ich sehe übrigens das Interesse an solchen Fragen durchaus wachsen, etwa unter der Fragestellung: Wohin treibt unsere Gesellschaft? Was hält sie eigentlich zusammen? Vorrangig vor allen wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Fragen ist unsere Gesamtorientierung angefragt: Wer sind wir? Was wollen wir? Welche Zukunft soll uns bestimmen?

Dies sind Fragen, auf welche wir auch für den Rahmen der europäischen Integration eine Antwort finden müssen. An welchem Menschenbild richten wir die Regelungen aus, mit welchen wir das europäische Haus bauen? Kann das, was wir – insbesondere Sie, verehrte Abgeordnete und Beamte der Europäischen Union – Baustein für Baustein und manchmal mühsam zusammentragen, den Menschen in seiner Ganzheitlichkeit beherbergen? In europäischen Rechtstexten regelmäßig verwendete Begriffe wie „menschliches Kapital“, „Erwerbspersonen-“ oder „Arbeitsmarktpotential“ mögen zuweilen den Blick auf das verstellen, was den Menschen zuförderst auszeichnet. Ein allein am wirtschaftlichen Nutzen eines Menschen ausgerichtetes Menschenbild könnte der Sand sein, auf dem ein Haus nicht zu bauen ist.

Europa bauen im Gotteshorizont

Vor kurzem fand anlässlich der Konstituierung des neu gewählten Thüringer Landtages ein ökumenischer Gottesdienst statt. Das ist eine erfreuliche Nachwende-Tradition, aber alles andere als selbstverständlich. Die Mehrzahl der Bewohner unseres Freistaates gehören keiner Kirche an. Und auch unter den Abgeordneten sind beileibe nicht alle Mitglieder einer Kirche.

Ich hatte einen Text aus dem Matthäusevangelium ausgewählt, die Perikope über die Steuerfrage (Mt 22,15-21). Manche meinten schon, ich wollte mich über Steuern und Finanzpolitik verbreiten. Aber die Frage nach der Berechtigung der römischen Besatzungsmacht, von den Juden Steuern zu verlangen, mit der man Jesus damals provozieren wollte, hat auch heute ihre Brisanz.

Ich verstehe die Antwort Jesu auf die Frage nach der Legitimität des Steuerzahlens so: Jesu Hinweis auf die Steuermünze, auf der der Kaiser als Repräsentant staatlicher Gewalt abgebildet ist, will die Heuchelei der Fragesteller entlarven. Sie tun faktisch, was sie theoretisch in Frage stellen. Jesus weigert sich, für das Steuerzahlen eine religiöse Legitimierung zu geben.

Übrigens für die Theologen unter Ihnen: Paulus wird diesbezüglich in Röm 13 weitergehen. Er stützt die staatliche Autorität insofern, als er in ihr eine ordnende Instanz sieht: Sie belohnt das Gute und straft das Böse. Sie steht im Dienste Gottes und verdient daher Gehorsam, wengleich Paulus bedeutsam hinzufügt: vor allem um des Gewissens willen. Und dieses Gewissen ist Gott verpflichtet, nicht zuerst menschlichen Ordnungen.

Aber lassen wir das hier einmal außer Acht. Bleiben wir bei unserer Perikope. Ihre Aussage ist wichtig und auch für uns heute, gerade für politisch Handelnde, bedeutsam. Jesus verweist

auf die politische Realität. Sie ist eine von Menschen gemachte Ordnung und darf nicht göttlich überhöht werden.

Ich ziehe daraus diese Folgerung: Wie wir unser jeweiliges Staatswesen und auch Europa als Staatengemeinschaft einrichten, welche Gesetze dort zu gelten haben und welche Wertvorstellungen leitend sein sollen, das ist unsere Sache, Sache der Menschen, Sache der Bürger. Wir haben in Deutschland mit der parlamentarischen Demokratie gute Erfahrungen gemacht. In den neuen Bundesländern sind wir immer noch dabei, in diesen Lernvorgang einzutreten, wobei wir wissen, dass diese Staatsform verbesserungsfähig ist. Ja, die Lernfähigkeit der parlamentarischen Demokratie gehört zu den Vorzügen dieser politischen Ordnung. Das zeichnet sie neben anderen Kennzeichen, wie etwa das Prinzip der Gewaltenteilung, vor anderen Staatsformen aus.

Das ist also der erste Teil der Antwort Jesu: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört – also: gebt ihm eure Loyalität, eure Steuern, eure Söhne als Soldaten usw.“ Denn das ist die Realität, auch wenn sie von den Pharisäern (angesichts der Gewaltherrschaft der Römer) so nicht gewollt ist.

Nun aber belässt es Jesus nicht bei dieser Feststellung. Er fügt seiner Antwort als zweiten, gewichtigeren Teil hinzu: „Und gebt Gott, was Gott gehört.“

Ich interpretiere das so: Politik kann nur Teilansprüche an den Menschen stellen. Gott allein hat ein Anrecht auf den ganzen Menschen, so, wie es wenige Verse weiter bei Matthäus im Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe formuliert ist: Du sollt den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, und mit all deinen Gedanken (Mt 22,37). Man könnte es verkürzt so sagen: Der Politik gehört unser Verstand. Gott gehört unser Verstand **und** unser Herz.

Das sagt nichts gegen jene unter Ihnen, verehrte Abgeordnete und Politiker, die sich als Vollblut-Politiker verstehen, als Frauen und Männer, die sich mit Herz und Hand, mit dem Einsatz aller Verstandes- und Gemütskräfte in ihren Beruf hineingeben. Das ist durchaus gut so.

Aber könnte es nicht sein, dass es noch besser ist, eine zweite Ebene zu kennen, die die erste Ebene des politischen Alltagsgeschäftes übersteigt und gleichzeitig zu durchdringen vermag? Eine Ebene, die das, was Sie im Europaparlament, in der Europäischen Kommission und im Rat der Europäischen Union tun, noch einmal einem größeren Horizont aussetzt als nur dem politischen oder gar parteipolitischen Kalkül?

Dazu lädt uns das Wort Jesu ein. Ich fasse diese Einladung einmal in ein Bild, das für sich sprechen mag. Viele von Ihnen kennen das Schloss Sanssouci in Potsdam. Einer Baulaune der damaligen Fürsten folgend hat dieses Schloss ein so genanntes Spiegelkabinett, einen Raum, der völlig mit Spiegeln ausgekleidet ist, auch die Fenster und Türen. Wenn man als Besucher dort hineingeführt wird, bekommt man ein beklemmendes Gefühl. Wohin man auch blickt: Überall sieht man nur – sich selbst.

Das ist für mich das Bild einer Welt, aus der Jesu Wort herausführen will. Der Mensch soll nicht nur den „Kaiser“, nicht nur die – zuweilen sogar spiegelverkehrten – politischen Realitäten und mit ihnen all die Probleme sehen, mit denen wir uns heute wie zu allen Zeiten herumplagen. Er soll gleichsam die Fenster und Türen seines Lebenshauses öffnen auf den größeren Horizont hin, der hinter den Spiegeln dieser Welt und ihren Problemen vorhanden ist: Gott, sein Leben, seine Schöpfermacht, seine Verheißung und daraus resultierend eine Hoffnung, die alle innerweltlichen Hoffnungen überschreitet. Dieser Horizont ermöglicht uns erst die klare Erfassung sogar der unmittelbar vor uns liegenden Realitäten.

Ich bekenne: Ich war froh, als ich das Spiegelkabinett dank der freundlichen Führerin, die uns seinerzeit durch das Schloss geleitete, bald wieder verlassen konnte. Im Freien, im Tageslicht konnte man wieder aufatmen.

In der Rolle dieser freundlichen Frau sehe ich mich heute vor Ihnen: Ich möchte Sie einladen, in ihrem Alltagsgeschäft als Politiker immer wieder den größeren Horizont in den Blick zu nehmen, der hinter den Spiegeln, in denen wir nur uns selbst sehen, auf uns wartet.

Wir Christen nennen diesen Horizont Gott, den Vater aller Menschen, unseren Schöpfer und Erlöser. Hier liegt ein Grund, warum uns ein Gottesbezug in der Präambel des neuen EU-Vertrages so am Herzen lag: Der Mensch ist nicht nur auf sich selbst bezogen, sondern wirkt in einem weiteren, für uns auf Gott bezogenen, ihm verantwortlichen Horizont. Andere mögen diesem Horizont andere Namen geben: Lebenskraft, grenzenloses Sein, die unendliche, evolutionäre Dynamik – oder wie auch immer.

Mein Wunsch wäre, dass sich möglichst viele – auch unsere politischen Repräsentanten – diesem größeren Gotteshorizont, der hinter und über allen Dingen dieser Welt aufleuchtet, aussetzen und sich von ihm erfüllen lassen. Das Licht, das von dorthin leuchtet, hat seine eigene Dynamik. Es durchdringt eine falsche und verzerrte Wahrnehmung der Realität. Daher ist es auch so wichtig, dass Religion im öffentlichen Raum ihren Platz hat. Dies lässt mich an das jüngst ergangene Kreuzifix-Urteil des Europäischen Menschenrechtsgerichtshofs denken: Es macht mich traurig, dass in diesem dem positiven Verständnis der Rolle von Religion in der Gesellschaft – einer Kraft, aus der Europa so viel schöpfen kann – eine so geringe Bedeutung beigemessen wurde.

Das Licht des größeren Gotteshorizontes hilft, das Wichtige vom weniger Wichtigen zu unterscheiden. Es hilft, den Menschen in seiner unveräußerlichen Würde im Blick zu behalten, die Zukunft offen zu halten und jedem ideologischen Denken zu widerstehen. Dieses Licht von oben hilft, die Dinge dieser Welt, auch meines ganz persönlichen Lebens in noch anderer Beleuchtung zu sehen als dies gewöhnlich geschieht, auch die Dinge, die bitter sind, die querlaufen oder Niederlagen darstellen. Das Wissen um den Gotteshorizont unseres Lebens und Handelns, auch des Dienstes in der Politik, macht uns wirklich souverän, unabhängig von Tagesmeinungen und manchmal auch Parteizwängen. Sie werden diese Souveränität, diese Standfestigkeit brauchen. Ja, sie wird von Ihnen erwartet.

Verehrte Damen und Herren!

Die Bibel für Europa neu entdecken

Über den Menschen den Himmel offen halten

Für Europa wirken im Gotteshorizont

– diese drei Zwischenrufe einer Stimme aus dem Osten mögen genügen.

Ich schließe mit einem Wort, das ich einmal auf einer Bauwand las, mit der im Frankfurter Flughafen eine Baustelle sauberlich abgesichert war. Da stand in großen Lettern zu lesen:

„Damit für Sie der Himmel offen bleibt, haben wir auf Erden viel zu tun. Ihre Lufthansa.“

Diese Wort habe ich sofort meinen Pfarrern als Motto für ihren Dienst empfohlen. Aber ich meine: Es wäre auch ein gutes Arbeitsmotto für Europapolitiker.